

# Es blieb in der Familie

Was Kinder von NS-Vätern wissen wollen – ein Film von Malte Ludin

Es beginnt mit einer Lüge, von jener eigentlich harmlosen Art, mit der man kleine Kinder über den Tod des geliebten Vaters tröstet. Hanns Ludin heißt dieser Vater, nach dem Krieg wurde er von den Amerikanern an die CSSR ausgeliefert und 1947 dort hingerichtet. Nach der Hinrichtung heißt es zuhause, in der Familie der Ludins, er sei gefallen, eine Generation später entsteht gar der Eindruck, er sei ein Widerstandskämpfer gewesen. Nach vielen Jahren macht sich Malte Ludin auf, von der Familie zu erfahren, wer dieser Hanns Ludin wirklich war, fordert die Verwandten auf, ihm vor der Kamera die zwei oder drei Dinge mitzuteilen, die sie von ihm wissen. Eine *family affair* ist dieser Film, und in dem englischen Wort klingt durchaus ein anrühiger Unterton mit. Hanns Ludin war ein überzeugter SA-Mann und wurde 1941 als deutscher Gesandter in die Slowakei geschickt, wo er unter anderem die Deportation der Juden mitverantwortete. Neben der intimen Familiengeschichte ist dieser Fall exemplarisch deutsche Historie – die Rolle, die Hanns Ludin spielte, lässt sich nicht marginalisieren, aber er gehört auch nicht in die vorderste Reihe der Nazi-Monster. Eine Figur also, zu der man nicht sofort auf Distanz geht – und in der weitverzweigten Familie mit ihren ausgesprochen sympathischen Mitgliedern werden die unterschiedlichsten Töne von Verdrängung und Verarbeitung angeschlagen. Gemeinsam, aber auch gegeneinander versuchen sie, dem familiären Filmemacher zu willfahren – und die Rolle des Großvaters, Vaters, Mannes in ihrer Familie, ihrem Leben und vor allem Nazideutschland zu skizzieren. Malte Ludin macht kein Hehl daraus, dass er diesen Film nicht zu Lebzeiten der Mutter hätte machen können, die das Andenken des Vaters mit aller Kraft schützte – eine Tendenz, die die Schwestern offensichtlich von ihr übernommen haben. Unerbittlich zwingt Ludin sie, stellvertretend für die Täterkinder dieses Landes, sich der Familiengeschichte zu stellen.

„Ich habe das Recht, meinen Vater so zu sehen wie ich will“, sagt trotzig die ältere Schwester Barbel, die eigentlich gar nicht mitmachen wollte, – und daran könnten auch die Ergebnisse dieser filmischen Recherche nichts ändern. Immer wieder entzieht sie sich, reagiert mit Ausflüchten und Schönrederei auf die Fragen

des Bruders, den sie Maltechen nennt, als könne sie das Problem damit verkleinern. Irgendwie versteifen sie sich, wie auch die übrigen Verwandten, auf die Unterscheidung, dass der Vater von Deportationen gewusst habe, nicht aber von der Ermordung der Deportierten. Einmal versteigt sie sich gar zur Äußerung, dass sie sich auf keinen Fall als Kind eines Täters fühle, eher als das eines Opfers dieser schrecklichen Zeit. Doch Malte Ludin geht es nicht um Schuldzuweisung, und er tritt nicht als allwissender Dokumentarist oder überheblicher Richter auf, er nimmt sich selbst voll in den Film hinein, und quält sich selbst mit all den Fragen, die er den andern stellt. Sein Film hat eine rohe Unfertigkeit, mit seinen unruhigen Bildern, mit von Hand geschriebenen Zwischentiteln, einer rauen Tonspur, auf der es unbehaglich scheppert und sirtt und ein eisiger Wind rasselt. Die Souveränität, mit der sich hier das deutsche Bürgertum präsentiert und in Szene setzt, macht die schreckliche Hilflosigkeit dieser Generation im Umgang mit der eigenen Vergangenheit umso krasser, ihre Sprachlosigkeit und Unbeholfenheit, dieses Gemenge aus gestotterten Sätzen und ausweichenden Blicken, diese Tendenz, sich gegenseitig ins Wort zu fallen, nie ausreden zu lassen. Erst bei der nächsten Generation, unter den Enkeln werden die Gedanken fließender und überlegter. Aber man muss wohl weit gehen, in ein anderes Land, einen anderen Kontinent, nach Südafrika, um sich einen wirklich kühlen Blick, einen Bruch mit der Vergangenheit zu erlauben. ANKE STERNEBORG 2 ODER 3 DINGE, DIE ICH VON IHM WEISS, D 2005 – Regie, Buch: Malte Ludin. Kamera: Franz Lustig. Montage: Malte Ludin, Iva Švarcová. Musik: Werner Pirchner, Hakim Ludin, Jaroslav Nahovica. Plan 7, 89 Minuten.

Süddeutsche Zeitung, Nr. 87 vom 16. April 2005, S. 14